Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 92. **Montag** den 21. Februar 1898. 92. Jahrgang.

Städtebilder aus Sachsen.

Nachdruck verboten.

Reichenbach i. V.

Es giebt wenige Städte innerhalb unseres Vaterlandes, die auf eine so bedeutsame Geschichte zurückblicken können, wie die alte betriebsame Fabrik- und Handelsstadt Reichenbach im Vogtlande. Die Geschicke des Vogtlandes sind mit der Geschichte der Stadt Reichenbach auf das Innigste verknüpft. Die vielen und schweren Schläge in Kriegs- und Friedenszeiten haben die Bewohner Reichenbachs durch erstaunliche Thatkraft, durch Umsicht und löblichen Gemeinsinn in Verbindung mit einer weit- und umsichtigen Stadtverwaltung siegreich überwunden. Oft brachte der schwer heimgesuchten Stadt Verödung, Verarmung und gänzlicher Verfall, doch die vorerwähnten rühmlichen Eigenschaften ihrer Bewohner und ihrer Verwaltung, sowie die landesväterliche Fürsorge ließen aus den Ruinen immer wieder neues Leben, eine schönere Stadt, ein besser eingerichtetes Gemeinwesen mit neuen Industriezweigen und neuen Handelsbeziehungen entstehen. Eine durch solche Verhältnisse gestählte Bürgerschaft und Verwaltung bieten die beste Gewähr dafür, daß an die blühende Gegenwart die Zukunft sich vielversprechend anschließen wird.

Die älteste Geschichte der Stadt Reichenbach verliert sich, wie das ja bei den meisten Städten unseres geliebten Vaterlandes ist, in das Gebiet der Sage. Der Sage nach verdankt Reichenbach seinen Ursprung den Goldwäschereien, die an dem früher Gold führenden Reichenbacher Bache bestanden haben sollen, und soll daher auch seinen Namen erhalten haben. Die erste aktenkundige Nachricht über Reichenbach stammt aus dem Jahre 1080, um welche Zeit unter dem Bischof Günther von Naumburg in Reichenbach die erste Kirche errichtet ward. Um 1140 wird Reichenbach in einer Stiftungsurkunde des Bischofs Uto von Naumburg als „Stadt" aufgeführt. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts (1212) belehnte Kaiser Friedrich II. den König Ottokar von Böhmen mit der Landschaft Mylau mit Reichenbach. Als böhmisches Lehen scheint Reichenbach später unter die Herrschaft der Vögte von Plauen gekommen zu sein; denn um 1265 übte der Vogt Heinrich der Aeltere von Plauen das Patronatsrecht über Reichenbach aus und eignete es dem deutschen Orden zu. Um 1323 ward Heinrich der Jüngere von Plauen mit dem Schlosse Mylau und der Stadt Reichenbach durch Kaiser Ludwig den Baier belehnt, durch den vogtländischen Krieg von 1354 bis 1359 kam Reichenbach mit Mylau wieder unter böhmische Hoheit; 1364 kam die Landschaft Mylau und Reichenbach definitiv an die Krone von Böhmen, Kaiser Karl IV. kaufte sie in diesem Jahre von Heinrich den Aelteren von Greiz um 1010 Schock (60 000 Pragen Groschen). Kaiser Karl weilte oft auf dem Mylauer Schlosse, das ihm als Jagdschloß diente. Er verlieh 1367 mittels eines zu Mylau ausgestellten Gnadenbriefes der Stadt Reichenbach besondere Privilegien. Diese Privilegien bezogen sich auf die Gerichtsbarkeit der Stadt Reichenbach, auf den Vorzicht des Kaisers auf die Erbschaftssteuer, auf die gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen Diejenigen, die die Stadt Reichenbach umgingen, und nicht die Straße, die durch Hartmannsgrün nach Reichenbach führte, benutzten, bestraft werden sollten, endlich enthält der Gnadenbrief die Bestätigung aller Privilegien, die die Stadt bis 1367 empfangen hat.

Während der Hussitenkriege ist wahrscheinlich Mylau mit Reichenbach an das Haus Wettin gekommen; denn 1441 verpfänden Herzog Friedrich und Herzog Wilhelm die Landschaft an die Herren von Wolfersdorf, 1460 aber belehnte Friedrich der Sanftmüthige Cunrath Metzsch mit derselben; derselbe bestätigte der Stadt Reichenbach im Jahre 1464 „ihr alt Herkommen, Freiheit und Gewohnheit" und es ertheilten hierzu Kurfürst Ernst als Landesfürst und Herzog Albrecht die Bestätigung. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg a. E. 1547 kam Reichenbach an das reußische Haus, durch Kauf kam es 1569 abermals an das Haus Wettin.

Die Ritter vom deutschen Orden hatten sich schon zeitig im Vogtlande festgesetzt, in Reichenbach erhielten sie von Heinrich dem Aelteren zu Plauen 1265 das Patronatsrecht über die Kirche zu Reichenbach. Nach und nach erlangten die Deutsch-Ritter in und um Reichenbach ansehnlichen Besitz, der, als 1526 in Reichenbach die Reformation Eingang fand, nach manchen Wechselfällen an die Herren von Metzsch fiel. Dies geschah am 2. Juni 1659. Seit dieser Zeit blieb das deutsche Haus im Besitze der Herren von Metzsch; diese waren noch bis 1894 verpflichtet, die Ordenszinsen an die Kirchen zu Reichenbach und Waldkirchen zu zahlen und das Reichenbacher Pfarrhaus in baulichem Stande zu erhalten und im Brandfalle neu aufzubauen. Dafür übten sie in Gemeinschaft mit dem Stadtrathe zu Reichenbach das Collaturrecht über die geistlichen Stellen zu Reichenbach aus. Laut Vertrag vom 4. April 1894 haben die Besitzer des Rittergutes Reichenbach mit Friesen auf dieses Recht verzichtet, so daß von diesem Zeitpuncte ab der Stadtrath zu Reichenbach alleiniger Inhaber des Collaturrechts ist. Als Gegenleistung hat die Stadtgemeinde die jährlich 432,84 Mark betragenden Ordenszinsen übernommen, welche von den Besitzern des Rittergutes Reichenbach als ehemaligen Inhabern des Deutschen Hauses an die Kirchengemeinden zu Reichenbach und Waldkirchen und an die Schulcasse zu Reichenbach zu entrichten waren. Ferner ist laut Vertrages vom 28. April 1894 das Pfarrgebäude (das Deutsche Haus genannt) von den Besitzern des Rittergutes Reichenbach unter Zugabe von 6000 Mark an die Kirchgemeinde als Pfarrlehn abgetreten worden. In Folge dessen hat nunmehr die Kirchgemeinde die Verpflichtung, die Pfarrwohnung in baulichem Wesen zu erhalten und eintretenden Falls neu aufzubauen. Das Letztere ist inzwischen geschehen, da das zeitherige Gebäude den jetzigen Verhältnissen nicht mehr entsprach und sich in baufälligem Zustande befand.

Soviel von der äußeren Geschichte der Stadt Reichenbach, an welche sich nun die Entwicklungsgeschichte derselben anschließen soll. Ursprünglich lag die Stadt Reichenbach an der Vereinigung der Mülz und des Seifenbaches, diese führen jetzt den Namen Reichenbach-Mylauer Bach und Oberreichenbacher Bach. Der Sage nach verdankt die Stadt ihre Entstehung den Goldwäschereien, die sich an diesen Bächen fanden. In der Umgebung gab es früher auch Eisengruben, dieser wird um 1534 noch gedacht. Den Inhabern des Deutschen Hauses sollte das Recht zustehen, die Eisengruben zu verleihen und den Zehnten davon zu erheben. Jetzt noch sind Zeugen für den ehemaligen Bergbau in den noch vorhandenen Stellen da.

Neben dem Bergbau waren der Ackerbau und die Viehzucht die hauptsächlichsten Nahrungszweige der Reichenbacher Bürger; um die Viehtriften entstanden im 14. und 15. Jahrhunderte wiederholt Streitigkeiten zwischen dem deutschen Orden und den Bürgern Reichenbachs, sowie den Bewohnern des Dorfes Oberreichenbach. Die aufstrebende Stadt traf während des Hussitenkrieges ein herber Schlag. In den Weihnachtsfeiertagen 1429 zerstörten die Hussiten die ganze Stadt und tödteten 300 Einwohner, nach anderen Angaben 500.

Während des Schmalkaldischen Krieges hatte die Stadt außer Durchmärschen nichts weiter zu leiden, desto schlimmer aber erging es ihr im 17. Jahrhundert. Große Schadenfeuer suchten die Stadt wiederholt heim. Im Jahre 1613 ward der größte Theil der Stadt durch eine Feuersbrunst verheert, 1625 gingen 34 Häuser und 1636 wieder 21 Häuser in Flammen auf. Durch die Holk'schen Schaaren ward 1632 Reichenbach schrecklich verwüstet. Die Mehrzahl der Einwohner rettete sich durch eiligste Flucht in die nahen großen Wälder, aber der Schaden, den die Stadt an Hab und Gut hatte, war unberechenbar.

Kaum hatte sich Reichenbach von den Drangsalen des großen Krieges einigermaßen erholt, so traf es um 1681 ein neues schweres Brandunglück, abermals wurden 135 Häuser ein Raub der Flammen. Trotz der schweren Unglücksfälle scheint sich Reichenbach zu Ende des 17. Jahrhunderts rasch entwickelt zu haben. An Stelle des verfallenden Bergbaues hatte man schon im 15. Jahrhundert sich anderen Industriezweigen zugewendet. Aus der Ackerbau- und Bergstadt begann sich eine Industriestadt zu entwickeln, besonders blühte die Fabrikation wollener Waaren.

Zum Aufblühen dieser Industrie trug Johann Nicolaus Schmidt aus Doetrecht wesentlich bei. Von Gera aus verpflanzte er die Kenntniß der Schönfärberei und die Herstellung wollener Zeuge in die hiesige Gegend. Adam Meier aus Reichenbach, der in Amsterdam die Bereitung der Scharlachfarbe hatte kennen lernen, führte die Scharlachfärberei auch in Reichenbach ein.

Zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts stand die Reichenbacher Industrie schon in hoher Blüthe, gegen 500 selbstständige Tuchmachermeister befaßten sich mit der Herstellung der Zeuge, außerdem bestanden viele Schönfärbereien. Die in Reichenbach gewirkten und gefärbten Stoffe wurden durch eine ansehnliche Zahl von Handelsleuten in die angrenzenden Länder und bis nach Italien und Frankreich vertrieben. Reichenbach galt um diese Zeit als eine der besten Städte im Lande, die zahlreichen Menschen Unterhalt und guten Verdienst bot.

Diesem erfreulichen Aufstreben ward am 10. August 1720 ein jähes Ende bereitet. Um 11 Uhr Vormittags brach eine Feuersbrunst aus, welche so rasch um sich griff, daß bis Nachmittags 5 Uhr alle öffentlichen Gebäude, 502 der besten Bürgerhäuser und 88 mit Getreide gefüllte Scheunen niederbrannten, nur 200 meist minderwerthige Hütten blieben stehen.

Für Reichenbach war diese Feuersbrunst äußerst verhängnißvoll. Bei der durch ihr hervorgerufenen Wohnungsnoth mußten oft 4 bis 6 Familien in einem engen Häuschen wohnen, wodurch Krankheiten entstanden. Die mit Brandbriefen ausgestatteten Bewohner gingen in die Ferne, um Gabe zum Aufbau ihrer Häuser zu erbitten, und kehrten oft krank nach Hause zurück. Der größte Schaden aber ward dadurch hervorgerufen, daß gerade von dem Brandunglück die wohlhabendsten Meister, die der Bevölkerung Arbeit gaben, betroffen worden waren. Die Händler konnten nun von Reichenbach keine Wirkwaaren mehr beziehen und blieben daher aus, während ihre Absatzgebiete von der Concurrenz eingenommen wurden. Wie tief traurig es damals um Reichenbach stand, erkennt man daraus, daß von 1735 bis 1742 die städtischen Einnahmen wegen einer Forderung der Erben des Magisters Müller der Sequestration unterlagen. Um aus dieser Nothlage herauszukommen, mußte 1742 der Rath die Rathsmühle verkaufen. Durch diesen schrecklichen Brand sank die Reichenbacher Industrie ungemein rasch. Die Zahl der Tuchmachermeister, die zu Anfang des Jahrhunderts 500 betragen hatte, sank auf 200 herab.

Schwere Heimsuchungen brachte der Siebenjährige Krieg über Reichenbach und Umgegend. Bald hausten hier die Preußen, bald die Reichsarmee, bald Sachsen, bald Kroaten. Alle wollten Quartier und Verpflegung. Die fortwährende Einquartierung erzeugte Theuerung und Hungersnoth rings umher. Im Jahre 1762 stieg der Scheffel Korn auf 15 Thaler, der Hafer auf 7 Thaler. Der Werth der Naturallieferungen, Contributionen u. s. w., welche Reichenbach in diesem Kriege zu leisten hatte, wird von dem Reichenbacher Chronisten Böhm auf 100 000 Thaler geschätzt.

Die Fabrikation von Flanell und Köperpommertuch ward 1709 in Reichenbach eingeführt, wodurch sich die Erwerbsverhältnisse wesentlich besserten. Um 1773 verheerte abermals ein mächtiges Schadenfeuer 278 Häuser, unter diesen befanden sich 11 Commungebäude. Als neuer Erwerbszweig ward die Baumwollweberei eingeführt, mit welcher sich 1780 in Reichenbach 80 Meister befaßten.

Die Kriegsjahre von 1806 bis 1813 brachten über Reichenbach auch manches Ungemach, doch standen diese Drangsale in keinem Verhältniß zu dem, was in dieser Beziehung Reichenbach vordem erlebt hatte. Mitten in diesen Kriegsjahren fand die Herstellung von Merinowaaren Eingang, an welche Fabrikation die Wollkämmerei sich naturgemäß anschloß.

Noch einmal, am 2. Juni 1833, wurde die Stadt Reichenbach durch eine schreckliche Feuersbrunst heimgesucht, binnen fünf Stunden wurden 308 Häuser, das Gerichtsgebäude, das Rathhaus und 3 Scheunen vernichtet. Seit dieser Zeit hob sich die Stadt in erfreulicher Weise, namentlich durch den Bau der sächsisch-bayerischen Staatsbahn und die Eröffnung der Telegraphenverbindung im Jahre 1854. An der patriotischen Erhebung 1870 nahm die Bürgerschaft Reichenbachs thätigen Antheil, indem sie eine Verpflegungsstation für durchgehende Truppen errichtete und eine Invalidenlotterie veranstaltete. Aus dem Ueberschusse derselben entstand eine Stiftung, aus welcher heute noch würdige und bedürftige Invaliden unterstützt werden.

Nach dem großen Brande von 1833 erstand aus den Ruinen eine schönere Stadt, namentlich nach dem Bahnhofe zu sind schöne Bauten, neue Stadttheile, neue umfangreiche Fabrikanlagen und Etablissements entstanden und heute ist Reichenbach eine der bedeutendsten Industriestädte des Vogtlandes, in welcher sich besonders in den letzten 60 Jahren eine vielseitige und äußerst leistungsfähige Wollwarenindustrie mit ihren Nebenbranchen entwickelt hat.

Von der Reichenbacher gegenwärtigen Industrie soll nun im Nachstehenden ein Bild gegeben werden. Die Wolle, wie sie vom Schaf kommt, ist stark mit Staub, Schmutz und Wollschweiß durchsetzt. Vor dem Verspinnen muß die Wolle von dem Schmutze befreit werden, das geschieht in den Wollwäschereien, solche Wollwäschereien giebt es in Reichenbach und Umgegend z. B. in Friesen und Unterheinsdorf. Mit der Wollwäscherei steht die Wollkämmerei in innigster Verbindung. Bis 1843 war die Wollkämmerei Handwollkämmerei, die vielfach als Hausindustrie betrieben wurde; 1831 entstand mit Unterstützung des Staates in Reichenbach dafür ein geschlossenes Etablissement; jetzt wird die Wolle auf mechanischem Wege gekämmt, 1854 ward in Reichenbach die erste mechanische Kämmmaschine eingeführt. Für die Kammgarnspinnerei ist Reichenbach noch immer der Hauptplatz im Vogtlande. Die Kammgarnweberei von Reichenbach reicht zurück bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, um diese Zeit trat sie als Schafwollzeug- oder Merinofabrikation, auch Wollzeugmanufactur oder kurz „Zeugmirterei" genannt, im Vogtlande auf und ersetzte die mehr und mehr in Verfall kommende Tuchmacherei. Ein Nebenzweig der Reichenbacher Kammgarnweberei ist die Fabrikation von Tüchern und Shawls. Mit der Wollindustrie ist die Färberei innig verknüpft, ebenso die Appretur von Streichgarnwaaren. In Reichenbach besteht hierfür eine größere Anstalt, die Färberei und Appreturanstalt von Georg Schleber, A.-G., zu Reichenbach, die mit einem Actiencapital von 3 500 000 Mark arbeitet.

Die Firma Georg Schleber hat kürzlich das 50jährige Geschäftsjubiläum gefeiert und aus Anlaß desselben sind von den Inhabern bedeutende Stiftungen für die Arbeiter dieses Eta-

Feuilleton.

Ländliche Fastnachtsfeier in der Altmark.

Von Hermann Robolsky.

Nachdruck verboten.

Trotz aller Versuche hat es bisher nicht gelingen wollen, die namentlich im südlicheren Deutschland so hoch geschätzten Carnevals- oder Faschingsvergnügungen auch in den nördlichen Städten des Reiches zu hervorragenderer Bedeutung und größerer Popularität zu bringen. Berlin, Hamburg u. s. w. nahmen in dieser Beziehung schon oft einen energischen Anlauf; — man schuf auch von Zeit zu Zeit ganz Gelungenes, aber es fehlt dort nun einmal der leichtfrohe südländische Volks-Charakter und das thatsächliche Ueberschäumen der Lebenslust, — das vollständige Aufgehen in die tolle carnevalistische Zeit. — Hervorragend unter den norddeutschen Städten ist im Feiern schon Leipzig. Dagegen wird die Fastnachtsfeier in manchen kleineren Städten und hauptsächlich in vielen Dörfern des nördlichen Deutschlands auf urwüchsige und echt gemüthliche Weise begangen. So steht der „Fasselabend"*) im Kreise Salzwedel bei den Landleuten in hohem Ansehen. Zwei Tage lang wird da in den Dörfern überaus üppig geschmaust und brav getrunken. Und zwischendurch ergötzt sich die Jugend bis spät in die Nacht hinein am lustigen Tanz. Ich kenne ehrsame Gewerkmeister aus der Stadt Salzwedel, welche das ganze Jahr hindurch sehr wenig ins Wirthshaus gehen; aber „Fastnacht", am echten „Fest der Handwerker", machen sie eine Ausnahme. Und da sitzen sie denn, die dampfende, mit rothseidenen Bändchen gezierte Kalkpfeife im Munde, am Biertisch und besprechen untereinander das dunkle Thema des Rathhausbrandes**) oder andere wichtige Dinge, die ihr Metier scharf berühren.

Nirgends haben sich übrigens Getränke und Eigenthümlichkeiten aus alter, selbst der Heidenzeit, so lange erhalten, wie in dem Stammlande der preußischen Monarchie, der Altmark. Wer hat wohl nicht schon von der seltsamen Sitte des „Brautbahnsitzens" gehört oder gelesen? Es ist das eine Absonderlichkeit, die bei ländlichen Hochzeiten im Kreise Salzwedel vielfach noch heute zur Geltung kommt. Die krause Bezeichnung ist aber mit der Verrichtung schlecht in Einklang zu bringen. Sitzen nämlich die Hochzeitsgäste beim Frühstück, so wird ein sauberer Teller herumgereicht, auf den die Festgenossen Geld- oder richtiger Goldstücke legen, die dann dem jungen Paare als Geschenk gegeben werden. Das heißt man „Brautbahnsitzen". — Das „Brautlicht" ist jetzt ganz verschwunden. So nannte man einem wohl zwei Fuß langen grünen Strauß, an dem Lichter brannten. Mit dieser Leuchte in der Hand, mußte die junge Frau die ersten Tänze beim Hochzeitsfeste tanzen. Sie forderte aber die Herren selber auf, und diese hatten dafür wieder einen Obolus an die Musiker zu entrichten. Wie schwer mag diese Pflicht dem armen Weibe oft geworden sein! Damals dauerten die ländlichen Hochzeitsfeste auch noch acht Tage. Drei- bis vierhundert Gäste fanden sich nicht selten dazu ein. Kam aber ein Fremder in das Dorf, so ging es ohne Umstände nach dem Festhof, setzte sich an den ersten besten der gedeckten Tische und aß und trank nach Belieben. Niemand fragte ihn, wer er sei und woher er gekommen. — Die gute alte Zeit schwand aber auch immer mehr und mehr.

Nirgends ist die Sitte der Osterfeuer so verbreitet, als in der Altmark. Und mit welcher Zähigkeit hält der Landmann auf die Feier seines „Berggodenbeils" oder Erntefestes, das der mit der wilden Jagd durch die Lüfte fahrenden Frau Holle gewidmet ist. Was mag sich mancher Uneingeweihte bei dem Worte „Hansjochenwinkel", wie ein Distrikt in der Altmark genannt wird, denken? Ein sachverständiger Forscher, Wilhelm Meyer aus Marten, läßt sich über den sonderbaren Namen so aus: „Als die Königin Luise mit ihrem Gemahl einst ein Potsdamer Garde-Regiment besichtigte, fielen ihr darin mehrere hohe breitschultrige Gestalten auf. Sie fragte den Flügelmann nach Namen und Heimath und erhielt die Antwort: „Hansjochen (Hans Joachim) Pollehn aus Bonese bei Salzwedel!" Des Zweiten Antwort auf dieselbe Frage lautete: „Hansjochen Giffey aus Rustenbed bei Salzwedel!" Des Dritten: „Hansjochen Meyer aus Schmölau bei Salzwedel!" Und so ging es fort. Wohl ein Dutzend dieser vierschrötigen „unflämischen Kerle" hörten auf den Namen „Hansjochen". Da konnte die hohe Frau die scherzende Bemerkung nicht unterdrücken: „Das muß dort um Salzwedel herum ja der wahre „Hansjochenwinkel" sein!" — Aber auch das Wendland ist noch reich an alten, zum Theil patriarchalisch eigenthümlichen Sitten.

Doch ich kam ganz von meiner ländlichen Fastnachtsfeier ab. Deshalb noch ein paar Worte darüber!

Der dem Montag vorausgehende Sonntag Nachmittag findet fast das ganze Dorf im „Kruge" beisammen. Während die alten Väter in den Gastzimmern sitzen und „karten", schwingt im Saal die junge Welt vergnügt und lustig das Tanzbein. Ringsherum auf den Bänken haben die Frauen Platz genommen und schauen, wohl der eigenen Jugendzeit gedenkend, dem heiteren Treiben zu. Auch an Gästen von auswärts fehlts dabei in den Familien nicht. Abends zerstreut sich die Gesellschaft auf die Höfe zum reichlichen Nachtmahl. Da giebt's denn ein paar Sorten Braten mit Reis, Pflaumen, Kartoffeln und weißen Bohnen. Die altmärkischen Hülsenfrüchte stehen bekanntlich in ausgezeichnetem Renommée. Wer kalte Küche vorzieht, mag sich an geräucherter Gänsebrust, Schinken, Wurst, Käse mit Butterbrod u. s. w. delectiren. Als Getränk kommt der echte Kornbranntwein auf den Tisch. Man ist aber in seinem Gebrauch nicht unmäßig. Nach Beendigung der Mahlzeit zieht Alles wieder in das Gasthaus, und dort dauert der Tanz in der Regel bis zum frühen Morgen. — Manchmal sind um die Fastnachtszeit die ländlichen Musikcapellen derart in Anspruch genommen, daß sie sich theilen müssen. Ist dann zum Balbstreichen kein Mann übrig, so hilft ein „Lale" damit aus. Irgend ein lahmer oder sonst nicht tanzkundiger Mensch aus dem Dorfe tritt in die Capelle ein. Noten bekommt dieser Stellvertretende Jünger des Apoll nicht, weil er einfach keine braucht und auch keine kennt. Dagegen weiß er gehörrecht den Tact der vorkommenden Tänze, und diesem hält er inne. Im Uebrigen „greift" er auch nicht und unterstützt nur die anderen Instrumente mit richtig eingesetztem „Schrumm! — Scheumm!" sehr tüchtig. Die lustige Gesellschaft hat einen fachtechnischen Namen für diesen wichtigen Mann, er lautet: „Balbtreder!"

Seltsam ist die Sitte, daß die jungen Männer am Sonntage das Recht haben, die Mädchen und Frauen zu stäupen! („stäupen", auch „stäuben"). Die Burschen binden sich zu diesem Zwecke Birkenruthen, die sie unter der Jacke oder dem Rock verbergen und plötzlich beim Nahen einer erwachsenen weiblichen Person hervorziehen. Die Männer üben aber ihres Rechts in sehr decenter Form. Sie fassen nur den Kleidersaum der sich Sträubenden zusammen und richten ein paar gelinde Streiche auf die Fersen der Ueberfallenen. Natürlich geht das Spiel nicht ohne Umherjagen und übermüthiges Gesenchze ab. Ich glaube, man kann den Brauch des „Stäupens" auf die Geißelung der Frauen im Mittelalter zurückführen.

Am Montage kriegen nun die Männer von den Mädchen „ihre Keile". Ich habe vor Jahren einmal in einem Dorfe bei Salzwedel eine solche Fastnachtsfeier mitgemacht und mich, da ich der plattdeutschen Sprache mächtig bin, köstlich amüsirt.

Höher noch als der Sonntag steht den Landleuten der „Fastnachts-Montag". Da versammelt sich gegen 10 Uhr Vormittags wieder Alt und Jung im Dorfkruge, und, die Musik an der Spitze, geht's von Hof zu Hof. Ueberall finden die Festgenossen eine reich gedeckte Tafel vor. Jeder ißt und trinkt, so viel er Lust hat. Natürlich spielt die Capelle dazu ihre lustigen Weisen. Die jungen Paare, die gern tanzen, wiegen sich im Walzer oder „Dreitritt" auf der Dreschtenne, von der aus man in den altsächsischen Häusern direct in die Wohnstube gelangt.

Nachmittags pilgert Alles wieder nach dem Kruge: die alten Väter spielen, wie Tags vorher, Karten und die junge Welt tanzt. — Manchmal kommt es auch vor, daß ein anstelliger Bursch die Genossen während der Tanzpausen durch allerlei Kurzweil im Saal unterhält. So sah ich, wie ein „Hofsohn" einem Hütejungen unter den gelungensten Pantomimen mittels einer mächtigen Zange einen Zahn auszog. Der junge Mensch machte das Possenspiel ganz gewandt. Schließlich wurde der aus einer Kohlrübe geschnitzte, wie ein Bierseidel große Backzahn zur Ansicht herumgereicht und ob seiner Schmerz-Verursachtigkeit angestaunt. Dergleichen Späße bringen die jungen Leute meist aus ihrer Militärzeit mit.

Um Mitternacht pflegt die Feier ihr Ende zu erreichen. Bringt doch der Dienstag wieder Arbeit in Hülle und Fülle.

Großes Interesse für die Altmark und ihre Eigenthümlichkeiten hat der König Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Huldigungsreise dorthin im Jahre 1840 an den Tag gelegt. Die Städte und ländlichen Ortschaften, welche der Landesherr berührte, hatten alle ein äußerst festliches Gewand angethan; namentlich ging es in der alten Markgrafenstadt hoch her. Der ganze Ort prangte im Fahnen- und Guirlandenschmuck. Im Gasthause „Zum schwarzen Adler" kostete der König von dem seit jener Zeit berühmt gewordenen Salzwedeler Baumkuchen und ließ sich auch ein Glas des einheimischen Bieres munden. Daß natürlich die jetzt leider in Verfall gerathende Burg Albrechts des Bären, die v. d. Schulenburg'sche Propstei und die St. Marienkirche eines Besuches gewürdigt wurden, braucht kaum erwähnt zu werden. — Auf dieser Reise berührte Friedrich Wilhelm auch das kleine, damals noch hannoversche Städtchen Bergen a. d. D. Dienstfertig sprang der damalige Posthalter des Oertchens an den Extrapostwagen heran, in welchem der hohe Fahrgast saß, öffnete den Schlag, reichte dem Herausteigenden die Hand und sagte gemüthlich: „Guten Tag, Majestät! Wie geht's denn noch?" — Den König amüsirte das patriarchalische Auftreten des alten Mannes und lachend entgegnete er: „Gott sei Dank! Man schlägt sich so durch!"

*) Fastnachts-Abend.

**) Das mächtige, mehrere Jahrhunderte alte Salzwedeler Rathhausgebäude ist in einer Frühjahrsnacht 1895 total abgebrannt. Noch heute weiß Niemand, wie das Feuer damals entstand.

SLUB
Wir führen Wissen.